
Michael Fischer: *Religion, Nation, Krieg. Der Lutherchoral „Ein feste Burg ist unser Gott“ zwischen Befreiungskriegen und Erstem Weltkrieg* (Populäre Kultur und Musik, Band 11). Münster, New York: Waxmann, 2014, 350 S., Broschur, € 34,90, ISBN 978-3-8309-2901-7.

Besprochen von **Harald Haury:** Ludwig-Maximilians-Universität München, Evangelisch Theologische Fakultät, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München, E-Mail: h.haury@evtheol.uni-muenchen.de

DOI 10.1515/znth-2015-1010

Mein lieber Herr Gesangsverein! Das nennt man gutes Timing, und auch die Idee ist genial-einfach! Wie verbindet man zwei memorialsschwere Erinnerungsjahre, 1517 und 1914, elegant in einem Band? Mit einem Lied! Michael Fischer muss das wissen. Seit 2014 ist er geschäftsführender Direktor des Zentrums für Populäre Kultur und Musik der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, wie das 1914 gegründete Deutsche Volksliedarchiv inzwischen heißt. Fischer ist von Haus aus katholischer Theologe und Historiker. 2003 wurde er mit der Arbeit „Sterben und Tod im 19. Jahrhundert. Zur Kultur- und Frömmigkeitsgeschichte des Katholizismus in Südwestdeutschland“ im Fach Kirchengeschichte promoviert und hat seither viel über religiöses Liedgut publiziert. „Religion, Nation, Krieg“ ist seine zweite Dissertation, angenommen 2013 vom Fachbereich Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld.

In „Religion, Nation, Krieg“ präsentiert Fischer die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des Lutherchorals „Ein feste Burg ist unser Gott“ als schlagend-prominentes Beispiel dafür, wie im Deutschland des 19. Jahrhunderts Religion „nationalisiert“ und gleichzeitig die Nation religiös aufgeladen, vertont, bedichtet und bebildet wurde, wobei Fischer den Schwerpunkt seiner Untersuchung auf die Jahre des Ersten Weltkrieges legt.

Leserinnen und Leser blättern nach der Einleitung am besten direkt zum Schlussteil, in dem Fischer sein Analyse-Konzept vorstellt. Er verbindet vier Interpretationsschlüssel: die Rezeptionsästhetik seines Mainzer Lehrers Hermann Kurzke, der die Rezeption von Literatur, Liedern und Gedichten nicht als anonymen Diskurs, sondern als bewusste Gestaltungs- und Kontextualisierungsarbeit von Akteuren gesehen wissen will, die oft genug zielgerichteten Agenden folgen

Correction Note: This article was originally published under the DOI 10.1515/znth-2015-0010 by mistake.

(1), die Mahnung des evangelischen Theologen Friedrich Wilhelm Graf, nicht vorschnell Thesen vom Schwund und Niedergang der Religion in der Moderne auf den Leim zu gehen, sondern der Fortschreibung religiöser Semantiken in scheinbar säkularen Lebensbereichen nachzuspüren, die dadurch – wie Nation und Staat im 19. Jahrhundert – mit dem Charakter religiöser Weihe bekleidet werden konnten und können (2), Klaus Vondungs literaturwissenschaftliche These von der Verbreitung apokalyptischer Deutungen des Ersten Weltkrieges unter deutschen Dichtern und Denkern, die der Glaube an ein von den Deutschen zu exekutierendes Weltgericht einte (3) und – last and not least – Überlegungen zur multiplen Funktion von Religion in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche, die an die Religionssoziologen Hubert Knoblauch und Franz Xaver Kaufmann anschließen (4).

Nach der Lektüre des Schlussabschnittes liest sich der Hauptteil des Buches, der als findig zusammengetragene, durchdacht gegliederte Materialsammlung daherkommt, als Lehrstück, an dem die Geltungskraft der vier Interpretationslinien beispielhaft vor Augen tritt. So eingebettet wirkt Fischers Darstellung völlig überzeugend, zumal er elegant zu schreiben weiß. Geboten werden zudem viele kleine Fundstücke, Preziosen in jedem Zettelkasten, etwa diverse sozialdemokratische Lieddichtungen mit der Melodie und Textversatzstücken aus „Ein feste Burg ist unser Gott“, Beobachtungen zum naturgemäß schwierigen Umgang katholischer Kleriker mit der nationalen Hochkonjunktur des Chorals während des Ersten Weltkrieges und die staunenswerte, bis über eine Million reichende Auflagenhöhen einzelner Feldgesangbücher.

Eines fehlt Fischers „Religion, Nation, Krieg“ jedoch: die große, überraschende Pointe. Dafür bewegt er sich interpretatorisch in zu erprobten Bahnen. Das leitet über zu den Grenzen in der Aussagekraft seines Buches, die dem Autor aber nicht als Versäumnisse angelastet werden sollen, sondern eher besondere Interessen des Rezensenten markieren.

Fischers Rezeptions- und Wirkungsgeschichte von „Ein feste Burg ist unser Gott“ dokumentiert grosso modo die diskursiv-propagandistischen Anstrengungen von Pfarrern und Theologen, Religions-Professionellen also, und zwar an der Heimatfront. Auf die Religiosität der Laien, zumal der Soldaten in den Grabenlabirynthen der West- und Ostfront, kann daraus nicht umstandslos geschlossen werden – was Fischer freilich auch nicht behauptet, aber in einzelnen Rezensionen des Buches, die in Online-Diensten der Tagespresse zu lesen sind, suggeriert wurde.

Fischer schreibt keine Theologiegeschichte. Die theologische Zuordnung seiner Autoren fällt knapp, manchmal zu knapp aus. Friedrich Rittelmeyer etwa wird schlicht als „Theologe“, „Pfarrer am Deutschen Dom in Berlin“ und „erfolgreicher Prediger“ eingeführt, obwohl sein sukzessiver Anschluss an Rudolf

Steiner bald großes Aufsehen erregte und seiner Choral-Deutung ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Fischer findet Reserven gegen die nationalprotestantische Verdiesseitigung von „Ein feste Burg ist unser Gott“ allenfalls bei Autoren, die sich dem Umfeld des württembergischen Pietismus zuordnen lassen. Mehrmals zitiert er zudem Karl Barth und lässt damit implizit dessen pauschale Verdammung der liberalen Theologie anklingen. Das ist in der Kombination problematisch. Natürlich setzt die Anpassung theologischer Überlieferung an den Zeitgeist einen „liberalen“ Umgang mit den Traditionsbeständen von Religion und Theologie voraus. Akkommodation gehörte aber auch zur Strategie der theologischen Rechten (jeder Konservatismus funktioniert so), und nicht jeder theologisch Liberale endete seinerzeit als nationalprotestantischer Chauvinist. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg setzte die Bekehrung der deutschen evangelischen Kirchen zur parlamentarischen Demokratie, der Unantastbarkeit grundlegender Menschenrechte und einer individualistisch-pluralen Gesellschaft die Aufgabe so manches lange als unumstößlich verteidigten Lehrbestandes voraus.

So gesehen, könnte es spannend sein, Fischers Thema fortzusetzen. Dabei ginge es um widerstreitende geschichtstheologische Deutungen des Chorals „Ein feste Burg ist unser Gott“ in der Zwischenkriegszeit und um seine „Dekontaminierung“ nach 1945. Wäre das nicht Ansporn für eine dritte Dissertation des Autors, dieses Mal vielleicht an einer evangelisch-theologischen Fakultät? Der Rezensent würde sich auf solch eine Arbeit freuen.